

PLOTTER

HANS PETER ROENTGEN

EIN FREIBURG-KRIMI



CONTE *Krimi*

HANS PETER ROENTGEN

DER PLOTTER

EIN FREIBURG-KRIMI

CONTE *verlag*

Inhaltsverzeichnis

[Cover](#)

[Hans Peter Roentgen - Der Plotter](#)

[Motto](#)

[Prolog 1976](#)

[Freitag, 22. Juli 2011](#)

[Samstag, 23. Juli 2011 / Sonntag, 24. Juli 2011](#)

[Montag, 25. Juli 2011](#)

[Mittwoch, 27. Juli 2011](#)

[Donnerstag, 28. Juli 2011](#)

[Freitag, 29. Juli 2011](#)

[Samstag, 30. Juli 2011](#)

[Sonntag, 31. Juli 2011](#)

[Montag, 1. August 2011](#)

[Dienstag, 2. August 2011](#)

[Mittwoch, 3. August 2011](#)

[Donnerstag, 4. August 2011](#)

[Freitag, 5. August 2011](#)

[Epilog 2011](#)

[Nachwort](#)

[Erläuterungen](#)

[Danksagung](#)

[Impressum](#)

»Es stirbt allerdings ein jeder, aber der Tod des einen ist gewichtiger als der Tai-Berg, der Tod des anderen hat weniger Gewicht als Schwanenflaum.«

Mao Tse-Tung, zitiert von Ulrike Meinhof

Prolog 1976

Der Tag begann regnerisch und das war gut. Niemand würde freiwillig nach draußen gehen, niemand sich die Mühe machen, nach draußen zu sehen, denn dort war nichts außer Regen, Regen, Regen.

»Kind, mach dich nicht unglücklich«, sagte er. Alle hatten sie Kind genannt, sie war die jüngste aller Wissmer-Kinder und sie hasste das. Vielleicht nannten sie auch alle deshalb Kind, weil sie wirklich eins war; vielleicht war sie eins, weil alle es von ihr erwarteten. Doch das spielte keine Rolle mehr, als sie abdrückte und der Onkel nicht mehr sagen konnte, was er noch sagen wollte, nämlich, dass er sich mit den Besetzern geeinigt hatte. Warum er das getan hatte, hätte er sowieso nie erzählt.

Die Pistole hatte einen ziemlichen Rückschlag, das vergessen alle, die glauben, mit einer Pistole zu schießen, sei einfach. Dass es in einem abgeschlossenen Raum außerdem einen höllischen Lärm macht, auch darauf sind die Möchtegern-Robin-Hoods, die Rächer der Enterbten und Entrechteten nicht gefasst. *Keine Macht für Niemand* lässt sich trefflich singen; das mit der Waffe in der Hand durchzusetzen, ist nicht so einfach.

Carla drückte automatisch immer weiter ab, bis das Magazin leer war. Die meisten Schüsse trafen nicht den Onkel, sondern zerfetzten sein Sofa.

»Du dumme Nuss«, fauchte ihr Begleiter, »musste das sein?«

Sie antwortete nicht, sondern starrte die Leiche an, die vor ihr lag. Den Mann, den sie gut kannte, den Mann, den sie erschossen hatte. Sie wollte kein Kind mehr sein, wollte

Bedeutung haben, wollte, dass alle sie ernst nahmen. Vor allem der Typ, der sie gerade dumme Nuss genannt hatte.

»Wir müssen weg und uns trennen«, sagte der. »Du gehst, wie verabredet, nach Frankreich, versuch in Paris einen Flug nach Bagdad zu bekommen. Ich nehme die Landroute.«

Sie reichte ihm die Pistole.

»Steck sie ein und wirf sie weg, sobald du in Frankreich bist«, sagte er.

Sie wäre froh gewesen, wenn er sie in den Arm genommen hätte. Irgendjemand sollte sie in den Arm nehmen, sie trösten, ihr sagen, dass das alles nicht wahr war; dass alles nicht so schlimm sei.

»In Zukunft werden die Haie sich in Acht nehmen. Die Fische sind bissig geworden in letzter Zeit«, erklärte ihr Begleiter. »Wir haben Geschichte gemacht.« Er schaute sie an und fügte hinzu: »Fang jetzt bloß nicht an zu heulen.«

Freitag, 22. Juli 2011

Martin Mollmann

»Er kommt nach Hause und seine Frau ist weg, verstehst du?«

Der Plotter hob das Bierglas und schaute nachdenklich hinein als hätte sich die Frau im Bodensatz versteckt. Dann stellte er es wieder hin, ohne zu trinken und fuhr fort: »Und daran sind die Mullahs schuld. Die von Freiburg. Aber die Katholiken helfen ihnen. Weil ...«

Wieder hob er sein Bier und diesmal trank er tatsächlich. Eigentlich hieß er Holger, aber alle nannten ihn den Plotter, weil er ständig Plots entwarf und Romane plante - aber nie einen schrieb.

»Ich hab so viele Ideen«, sagte er immer. »Aber ich kann sie nicht umsetzen.«

»Freiburg ist muslimisch«, fuhr er jetzt fort, »überhaupt ganz Westeuropa. Jedenfalls in dem Buch ...«

»In dem Plot«, korrigierte ich.

»Aber das heißt nicht«, sprach er ungerührt fort, »dass es keine Katholiken mehr gibt. Im Gegenteil. Es gibt viel mehr als heute. Aber es gibt auch Muslime und nicht zu wenig.«

»Islamisch - ja, das werden wir alle werden«, warf Mars ein, der so hieß, weil er immer noch den alten Anti-Atom-Aufkleber auf seinem Taxi spazieren fuhr: *Keine abgebrannten Brennstäbe zum Mars, denn Mars bringt verbrauchte Energie sofort zurück!*

Five, der der Kellnerin nachschaute, die seine Enkelin hätte sein können, sekundierte: »Dann sind wir Christen

Bürger zweiter Klasse. »Dhimmi« nennen die Mohammedaner das. Müssen den Bürgersteig freimachen, wenn ein Muslim entgegenkommt. Das wird immer schlimmer.«

Five war Parteigänger der *Inkorrekten* geworden, die schon lange vor Sarrazin die islamische Gefahr erkannt hatten. Das Stichwort Islam ließ ihn regelmäßig übersprudeln. Christ war er neuerdings auch – vermutlich, damit er sich besser über den Islam aufregen und das christliche Abendland vor den Mullahs retten konnte.

»In Freiburg gibt es immer Katholiken. So, wie es im Schwarzwald immer Tannen gibt, gibt es in Freiburg immer Katholiken«, warf Meike ein, die drei neue Bier brachte. Sie hatte Geschichte und Politologie studiert und mangels Job kellnerte sie nun. Manchmal schrieb sie auch Auftragsarbeiten – für Gemeinden, Vereine und andere, die Festschriften über die eigene Vergangenheit brauchten. »Mit Kellnern verdient man aber mehr«, verriet sie mir einmal.

Sie trug das Haar hinten hochgesteckt und war eine der wenigen, die sich standhaft weigerten, der allgemeinen Blondierung ihr schönes Schwarz zu opfern. Außerdem war sie biegsam wie eine Gerte, großgewachsen – und wenn Sie jetzt vermuten, dass ich heimlich für sie schwärmte, vermuten Sie richtig. Aber ich habe mich daran gewöhnt. Ans Schwärmen, meine ich. Immer gibt es eine Bedienung hier, die in mir Gefühle auslöste, von denen ich schon lange gehofft hatte, dass das Alter sie mir austreiben würde. Der Mensch hofft vergeblich.

»Ja, aber jetzt, in dieser Geschichte, sind es viel, viel mehr geworden«, erklärte der Plotter. »Jeder muss an einen Gott glauben, sonst wird er verbrannt. Wenn er Christ ist. Die Muslime, die nicht glauben, werden gesteinigt. Und diesmal werde ich die Geschichte schreiben. Ich kann sie ablaufen lassen, wie einen Film. Hier.« Er tippte gegen seinen Kopf.

»He, er schreibt ein Buch«, lachte Werner und zwinkerte Sylvie zu, weil die Bedienung hinter der Säule außer Sicht geraten war.

»Fein«, kommentierte Sylvie, die hinter der Theke Bier zapfte und gleichzeitig Rotwein einschenkte. Es war neun Uhr abends, Freitag und Hochbetrieb im Monte. Eigentlich hieß es Café Montparnass, aber alle nannten es nur das Monte, selbst Susi, die Wirtin. Während sich an den Tischen Jungvolk - vom Teenie bis zum Studenten - breitmachte, war die Theke fest in der Hand unserer Altherrenmannschaft.

»Du schreibst nie ein Buch«, sagte ich.

»Diesmal schon. Ich habe sogar ein Exposé.«

»Du hast zu Hause einen Ordner voller Exposés«, sagte ich und nickte Sylvie dankbar zu, die mir den Wein über die Theke zuschob.

»Er sollte ein Buch mit lauter Plots schreiben«, meinte Five. »Aber das mit den Dhimmi ist gut. Das schreib mal wirklich.«

Der Plotter hatte uns unzählige Buchkonzepte vorgetragen. Das Handbuch der Zeitreise-Touristik, einen Verschwörungsthiller, in dem Bush in den Irak einmarschiert, weil er dort den Beweis sucht, dass er in direkter Blutlinie von Jesus Christus und Maria Magdalena abstammt, und einen historischen Roman über eine Puffmutter, die die illegitime Tochter eines Freiburger Bischofs war, und ein Kind zur Welt bringt, das später Kardinal wird. Am erfolgreichsten waren seine Lokalkrimis. In jedem der vier wurde ›Grinsekatze‹, der Freiburger OB, auf andere Art gemeuchelt, und an jedem dieser Abende ging der Plotter hackedicht nach Hause, ohne ein einziges Bier selbst zu zahlen.

Aber nicht mal einen der Morde an Grinsekatze führte er aus, was alle sehr bedauerten. Es blieb bei dem Plan, dem Plot; er schrieb keine einzige Szene.

»Diesmal schreib ich das Buch«, versicherte er jetzt aber, während er vom Hocker runterrutschte. Ich dachte, er wolle aufs Klo, aber er steuerte die Kasse an und zahlte.

Das machte mich misstrauisch. Der Plotter schrieb keine längeren Texte, aber blieb dafür umso länger. Selten verließ er das Monte vor Mitternacht.

Vielleicht würde er diesmal wirklich den Roman schreiben?

Doch er schrieb ihn nicht.

Er schrieb nie wieder etwas, keine Plots und schon gar keine Bücher.

Dafür kam ein entsetzter Hermann zur Tür rein.

»In Oslo haben sie das Regierungsgebäude in die Luft gesprengt. Und zahlreiche Jugendliche per Genickschuss hingerichtet.«

»Seht ihr«, sagte Five. »Wir müssen was tun. Wir müssen uns gegen die Musels rüsten. Sie haben uns endgültig den Krieg erklärt.«

Samstag, 23. Juli 2011

Sonntag, 24. Juli 2011

Martin

In der Nacht auf Samstag schreckte ich hoch. Nebenan krachte es, dann Geräusche, als würde ein riesiger Stapel Kartons umstürzen, und dann war es wieder still.

Ich verfluchte den Plotter. Wenn er spät nach Hause kam, war er besoffen. Und dann machte er Krach. Manchmal sang er, am liebsten *La Paloma* oder, wenn er nostalgisch gestimmt war und von alten Kampfzeiten träumte, auch *Bella Ciao*. Heute sang er nicht, was mich freute und wieder einschlafen ließ.

Samstagmorgen kam der Postbote mit einem Paket. Der Plotter schlief seinen Rausch aus und hatte ihm nicht geöffnet, also nahm ich das Paket für ihn an. Abends ging ich zu ihm rüber und klingelte.

Er öffnete nicht.

Verdammter Alkohol!

Am Freitag hatte er fast nüchtern das Monte verlassen, aber er musste sich dann anderswo zugesoffen haben. Wo? Er war konservativ und in puncto Kneipen monogam. Seitensprünge gab's so gut wie nie.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Auch an diesem Abend tauchte er nicht im Monte auf, dafür sah man Five die Enttäuschung an, dass nicht Al Kaida in Oslo gebombt hatte, sondern ein christlicher Fanatiker. Natürlich verteidigte Five weiterhin vehement die Notwendigkeit des Kreuzzugs gegen den Islam, »nur die Genickschüsse, das

war übertrieben«, meinte er. Aber das Manifest des Oslo-Attentäters sei gut, nur werde es jetzt leider niemand mehr ernst nehmen.

Montag, 25. Juli 2011

Martin

Montagsmorgen fand ich, dass der Plotter nun genug Zeit gehabt haben sollte, seinen Rausch auszuschlafen. Mittags klingelte ich Sturm - vergeblich. Mir reichte es, ich nahm seinen Schlüssel - er hatte ihn mir gegeben für den Fall, dass er wieder mal den eigenen vergessen hatte - und wollte das Paket ins Zimmer stellen.

Doch die Tür klemmte.

Durch den Schlitz konnte ich Berge von Büchern auf dem Boden sehen. Das war nichts Ungewöhnliches.

Ungewöhnlich war sein Bein auf dem Boden unter den Büchern, und dass das Regal nicht an der Wand stand, sondern umgekippt die Tür versperrte.

Er hatte es wahrscheinlich im Suff aus der Verankerung gerissen. Ein guter Handwerker war er nie gewesen, und die Dübelschrauben waren immer schon locker.

»Holger«, rief ich.

Das Bein antwortete nicht.

Ich versuchte den Regalständer beiseite zu drücken - vergeblich. Im Flur tauchten zwei Studenten auf und zusammen schafften wir es mit viel Mühe, die Tür zu öffnen.

Holger lag auf dem Boden, das Regal über ihm und sein Kopf voller Blut. Sein ganzer Körper lag unter Büchern, auf seiner Brust: *Das Kapital Band I*, von Karl Marx. Das Buch war blau, dicker als Harry Potter und zerfleddert.

»Meine Vergangenheit«, hatte er mir mal gesagt und es aufgeblättert. »Durch nichts habe ich soviel gelernt.«

»Glaubst du dran?«, wollte ich von ihm wissen. Die Seiten waren von oben bis unten unterstrichen, markiert, mit Bemerkungen vollgekritzelt. Er strich mit dem Finger über eine Seite, als wäre das Buch seine Geliebte.

»Glaubst du noch dran?«, fragte ich wieder, aber eigentlich war das überflüssig. Niemals habe ich bei ihm so einen zärtlichen Blick gesehen. Natürlich glaubte er dran. Wer glaubt nicht an seine Geliebte?

»Nein«, sagte er, schaute hoch und klappte das Buch zu. »Nein, das ist es, was ich gelernt habe. Auf den Glauben kommt es nicht an.«

Ich nahm das zerfledderte Buch von seiner Brust.

Der Arzt konnte nur noch den Tod diagnostizieren.

»Erschlagen von seinen Büchern«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Was für ein Tod für jemanden, der immer eins schreiben wollte.«

Dann rückte - ganz wie im Krimi - die Kripo an, mit Spurensicherung und allem, was dazugehört.

Sanitäter trugen später die Leiche zur Obduktion fort, und ich fragte eine Beamtin, die aussah, als wolle sie für ›Deutschland sucht die Superbullin‹ kandidieren, wieso man bei einem offensichtlichen Unfall ermittelte.

Juli Faller

Das hatte mir gerade noch gefehlt: ein abgerissener Opa, der in seinem Hartz-IV-Apartment von seinen Büchern erschlagen wurde. Und wir mussten natürlich los, obwohl es da gar nichts zu ermitteln gab. Den Typ hatte sein Regal erschlagen, er hatte keine Besitztümer und war seit 68 nie erwachsen geworden. Sein Apartment hatte weniger Stil als eine Aldi-Filiale und seine Hose sämtliche sozialen

Kämpfe der letzten vierzig Jahre überstanden, wenn auch nicht ohne Folgen. Die Hosenbeine waren ausgefranst, die Taschen ausgebeult und der Reißverschluss stand halb offen, vermutlich, um die Bereitschaft zu betonen, die sexuelle Revolution wieder aufleben zu lassen. Kurz gesagt: Er sah aus wie Papa. Hatte er auch Kinder gehabt? War er auch vor seinen Kindern nackig durch die Wohnung gelaufen und hatte das als Fortschritt verkauft?

Immerhin, Papa hatte das aufgegeben, als der Bauch immer größer wurde. Eindeutig eine Verbesserung fand ich damals und betete, dass er nie auf die Idee kommen möge, abzunehmen.

Natürlich gab es auch den unbeteiligten Zuschauer, der alles besser wusste und den Derrick spielen musste.

»Warum ermitteln Sie denn überhaupt?«, fragte der, ebenfalls vom Aussehen ein 68er. »Gibt es sonst nichts zu tun? Keine Vergewaltigungen, keine Rechtsradikalen? Den haben doch seine Bücher erschlagen, das hat der Arzt gesagt.«

»Eben das muss festgestellt werden. Ob es die Bücher, und damit ein Unfall war oder ob jemand anderer nachgeholfen hat, und es war Mord.«

Dabei glaubte ich selbst nicht an einen Mord. Wer sollte diesen Freak ermorden wollen? Noch dazu mit seinem Regal? Vermögen besaß er nicht und Feinde hatte er auch keine, das stand bald fest. Sieht man von Grinsekatze ab, über den er Krimis geplant haben sollte. Aber als guter 68er hatte er aus den Plänen nie Wirklichkeit werden lassen. Vermutlich zu anstrengend, oder er musste vorher ausdiskutieren, ob Krimis überhaupt gesellschaftlich relevant waren. Grinsekatze wusste vermutlich nicht mal, dass er so oft in den Plots vorkam. Und wenn er es gewusst hätte, hätte es ihn wohl kaum berührt. Wenn Bürgermeister alle ermorden würden, die sie nicht mögen, wäre die Welt vor Überbevölkerung sicher.

Mittwoch, 27. Juli 2011

Martin

Ich hatte am Montag das Kapital des Plotters mitgenommen und ins Regal gestellt. Mittwoch suchte ich etwas, stieß wieder auf das Kapital und zog es heraus. Dabei fiel es mir auf den Boden und klappte auf. Die Texte waren immer noch mit verblässender Schrift markiert, kommentiert und unterstrichen.

Aber in der Mitte war ein Rechteck in die Seiten eingeschnitten.

In dem Fach lagen Geldscheine: 4 800 Euro. Und ein Blatt, kaum lesbar, vervielfältigt mit einer Umdruckmaschine. Wie damals vor vierzig Jahren eben Flugblätter gedruckt wurden. Wie oft hatte ich welche entworfen? Ich weiß es nicht mehr, kein einziges meiner Flugblätter habe ich aufbewahrt. Gegen Hochschulgesetze, für die Drittelparität, für eine Hochschulreform, gegen die Reaktion. Irgendwann ähnelten sich die Flugblätter und ich gab es auf, welche zu schreiben.

Ich erinnerte mich an den Geruch der Farbe, die schwarzen Pfoten. Erst musstest du den Text auf eine Matrize tippen - wehe, du hattest dich vertippt. Dann musste der Korrekturlack her, der Text wurde mit dem roten Lack überstrichen und wenn der getrocknet war, wurde der verbesserte Text darüber getippt.

Dann die Arbeit, das Flugblatt zu vervielfältigen. Die Matrize wurde in die Umdruckmaschine gespannt, eine schwarze Farbtube eingesetzt. Mit der Handkurbel wurde dann Blatt für Blatt gedruckt. Eine Heidenarbeit, wenn

tausend Exemplare verteilt werden sollten. Politische Arbeit war Anfang der Siebziger Handarbeit. Es gab auch elektrische Umdrucker, doch diese Geräte waren teuer. Nur wohlhabende linke Organisationen besaßen solche, und sie ließen nur befreundete oder verbündete Gruppen ihre Flugblätter dort drucken. Aber nur die. Man achtete auf Linientreue in diesen Jahren.

Die Vorderseite des Flugblattes titelte: *Die Schweine wollen räumen*. Offenbar mit einer Schablone in großen Blockbuchstaben direkt auf die Matrize geschrieben. Keine Lettraset Buchstaben, die man auf eine Vorlage aufklebte und dann zum Brennen brachte. Das war die Komfortversion des Flugblattendrucks. Die Vorlage auf Papier erstellen, diese Vorlage wurde dann auf eine Matrize gebrannt. Sehr viel besser als direkt auf die Matrize zu tippen, aber auch sehr viel teurer. Die normalen Wachsmatrizen kosteten nicht mal fünfzig Pfennige, die gebrannten schlugen mit fünf Mark zu buche.

Dieses Flugblatt war mit einer Wachsmatrize erstellt und die Überschriften mit Schablone direkt auf die Matrize geschrieben worden. Offenbar von einer Gruppe gedruckt, die wenig Geld hatte und keine Beziehungen zu besser ausgerüsteten Genossen.

Und ganz unten lag noch ein Blatt. Das war gut lesbar und offenbar mit einem modernen Drucker erstellt worden. Wie sich die Zeiten ändern. Auf dem Blatt stand:

Die Arbeit und die Gruppe sind das, was zählt. Wir haben uns dazu verpflichtet, weil wir Brüder und Schwestern sind, die ein Ziel haben. Nicht für uns tun wir das, nicht um Reichtum, Macht oder Einfluss zu gewinnen, nicht um Karriere zu machen, sondern für ein anderes Leben, eine bessere Welt.

Wir selbst sollten ohne private Wünsche sein, denn was wir wünschen, ist für alle bestimmt: Kampf den Unterdrückern, Freiheit für die Völker! Dafür kämpfen wir.

Wenn die Arbeit getan und alles gut verlaufen ist, werden wir uns die Hände reichen und sagen, dass es eine Aktion war, die uns diesem Ziel nähergebracht hat. Andere Genossen sollten wir nicht in Verwirrung stürzen, sondern mit ihnen reden und ihnen Mut machen. Denkt daran, dass wir im Gedächtnis unserer Mitkämpfer weiterleben, denen wir so ein Vorbild werden. Dass wir weiterleben in den Kämpfen nach unserem Tod, der deshalb, wenn er uns trifft, nicht vergeblich war. Von uns soll es nur heißen: Verhaftet oder tot, aber nicht, wir hätten den Kampf aufgegeben. Jedem ist der Tod beschieden, aber nicht jeder Tod hat die gleiche Bedeutung. Wie Mao sagte: »Der Tod des einen ist gewichtiger als der Tai-Berg, der des anderen hat weniger Gewicht als Schwanenflaum.« Wir kämpfen für das Volk, und unser Tod hat mehr Gewicht als der Tai-Berg, aber der Tod derer, die für die Unterdrücker kämpfen, ist bedeutungslos wie Schwanenflaum. Denkt immer an Kim Il Sung: »Ist es besser, sich einfach hinzulegen und zu sterben, oder aufzustehen und Widerstand zu leisten?« Damit die falschen Ansichten der Menschen vom Leben nicht von den richtigen abgelöst werden, dafür stirbt, wer im Kampf für die Unterdrücker stirbt. Doch so sterben wir Revolutionäre nicht, wir sterben nicht auf den Knien, wir sterben aufrecht, sterben kämpfend, und unser Tod rüttelt die Welt auf.

Die Zukunft lächelt dir zu, junge Schwester, und dir, junger Bruder, weil euer Leben nicht vergebens war, ihr eure Träume nicht an der Reihenhausegarderobe abgegeben und vergessen habt. Daran denkt, bevor ihr zu eurem letzten Einsatz aufbrecht, das soll euch Stütze sein und Halt geben. Die Älteren sollen den Jüngeren Mut machen, die Stärkeren die Schwächeren stützen und alle sollen sagen: »Es gibt kein richtiges Leben im falschen, wohl aber den Kampf, der uns zum Sieg führt und in dem wir unseren Frieden und ewiges Andenken finden.«

Das klang bekannt, wenn auch mindestens so alt wie das Flugblatt. Ein altes RAF-Pamphlet? Auch die RAF hatte gebombt. Immerhin hatte sie keine Genickschüsse in Jugendlagern abgegeben. Aber über jeden Anschlag hatte sich Franz Josef Strauß so gefreut wie Five über Anschläge der Al Kaida. Verdammt, die hätten ihm kein schöneres Geburtstagsgeschenk machen können als einen großen Anschlag in Oslo mit vielen Toten. Nur Pech, dass es dann ein Christ war. Das passte ihm so gar nicht. Vermutlich war es Tarnung, in Wirklichkeit steckten doch die Musels dahinter. Auch bei der RAF hatten viele Linke geglaubt, dass es sich in Wirklichkeit um eine vom Verfassungsschutz und der CIA ferngesteuerte Gruppe gehandelt hatte.

Da fiel mir der Plot des Plotters ein. Über die Muslime und die Christen und dass sie sich zusammentun. Ich sollte den Ordner mit den Plots retten.

Ich ging auf den Balkon, turnte um die Absperrung herum auf den des Plotters und spähte ins Zimmer. Die Bücher lagen immer noch auf dem Boden, jetzt auf einen unordentlichen Haufen aufgetürmt. Die Sanitäter hatten schließlich den Leichnam befreien müssen, auch wenn die Polizei das erst gestattet hatte, nachdem sie ihn und seine Bücher aus sämtlichen verfügbaren Winkeln aufgenommen hatte.

»Woher hattest du das Geld?«, fragte ich in die Stille hinein.

Niemand antwortete mir. Aber das Fenster war gekippt, das hatte die Kripo wohl übersehen. Oder dachte, dass niemand über den Balkon einsteigen würde. Oder glaubte selbst gar nicht an die Möglichkeit, dass es Mord sein könnte. Jedenfalls gelangte ich in das Apartment.

Den roten Ordner fand ich nicht.

In dem großen Bücherhaufen lag auch sein Laptop. Ich zog ihn heraus, er brauchte ihn nicht mehr, aber ich würde ihn brauchen können. Mit Korrekturen für Verlage macht man keine großen Sprünge. Der Plotter hatte immer das

neueste Modell. Für einen guten Laptop und guten Wein, dafür gab er Geld aus. Die Hose dagegen war abgeschabt, sein Pullover zog Fäden. Morgens aß er in der Pflasterstub', mittags im Essenstreff, und unterhielt sich mit den Obdachlosen und anderen Gestrandeten, die sich dort täglich versammelten. Wenn ich mit ihm durch die Stadt ging, wurde er an jeder Ecke von abgerissenen Typen angesprochen. Dem einen fehlten die Vorderzähne, der zweite hatte ein verschorftes Gesicht, andere zeigten mit geplatzen Äderchen und rotem Gesicht an, welchem Stoff sie mehr zusprachen als ihnen gut tat. Mit jedem Verkäufer des *Freien Bürgers* wechselte er wenigstens ein paar kurze Worte. Mit der Zeit grüßten sie auch mich, wenn ich alleine durch die Stadt ging.

Ich klappte den Laptop auf. Der Bildschirm war zersplittert. Ich schaltete ihn ein, nichts rührte sich. Das war's also gewesen.

Andererseits konnte ich mir von 4 800 Euro leicht einen neuen leisten. Wenn ich mich zum Erben ernannte. Wo hatte er das Geld her? Drogen? Einbruch? Krumme Geschäfte? Mir schien er immer sauber zu sein. Doch wer will das schon wissen? Wenn die höchsten Banker krumme Dinger drehen, kann man von Hartz-IV-Leuten keine weiße Weste erwarten.

Aber die Exposés. Die wollte ich retten, bevor der Rest hier im Müll oder dem *Fairkauf* landete. Verwandte? Jemand wie der Plotter hat keine Verwandten. Also, ermahnte ich mich, Martin, du bist jetzt der Einzige, der das Andenken an den Plotter hochhält.

Und so begann ich nach dem dicken Ordner zu suchen, in dem der Plotter seine Plots abheftete. Rot war der.

Doch ich fand ihn trotzdem nicht. Ich drehte alles um und um, fand vier Ordner, einen mit Kontoauszügen, einen mit Bedienungsanleitungen für den Laptop und einen mit diversesten Briefen, erstaunlicherweise von einer Fondsgesellschaft. Ein weiterer enthielt Steuererklärungen.

Steuererklärungen! Welcher Gast der Pflasterstub' erklärt seine nicht vorhandenen Einkünfte dem Finanzamt?

Plotter, warum hast du mir nicht vertraut?

Doch die Einkünfte waren nicht hoch. Zumindest die, die er dem Finanzamt erklärte. Ein wenig mehr als Hartz IV, das war's aber auch schon.

Und keiner der Ordner war rot. Keiner enthielt Exposés. Die Morde an Grinsekatzte kamen nicht vor.

Na gut, was soll's. Dann eben keine Geschichten, die ich ihm bei der Beerdigung mit ins Grab geben konnte. Dein Pech, Plotter, du hättest sie nicht verstecken dürfen.

Jimmy 1963

Wie alle großen Depressiven wusste Hansi schon früh, dass er nie etwas zustande bringen würde. Schon dass alle ihn Hansi riefen! Und Jeans durfte er, anders als die anderen Jungen, auch nicht tragen. Was will man da machen? Sollte er sagen, dass ihm viel besser gefallen würde, Jimmy statt Hansi gerufen zu werden? Sie hätten ihn ausgelacht. Und würden weiter Hansi rufen. So hielt er den Mund, und er selbst war der Einzige, der sich Jimmy nannte. In seinen Träumen, in denen er Jeans trug und große Abenteuer bestand. In der Wirklichkeit gab's nur Schule und Fußballspiele, bei denen er den Ball nicht traf.

Und auch sonst war er eine Fehlkonstruktion.

Anfänglich redete er sich noch ein, dass es keine Sünde sei. Das Aufklärungsbuch, das ihm seine Mutter in die Hand drückte, schilderte zwar sehr eindrücklich die Qualen der ewigen Verdammnis, stellte die tiefe Verwerflichkeit der Selbstbefleckung dar; und obendrein drohte ja nicht nur die Hölle - bis dahin würde es noch ein ganzes Leben

dauern – sondern auch der Verlust des Rückenmarks. Und Jungen, die es oft taten, wurden käsig und antriebslos.

Er war antriebslos. Und tat es oft.

So klar und beeindruckend die Folgen der Sünden beschrieben wurden, so vage drückte das Buch sich aus, ging es darum, was man genau tun musste, um sie zu begehen. Fast hatte man den Eindruck, als wusste der gute Pater es selbst nicht so genau. Fehlte ihm vielleicht die praktische Erfahrung? Trat der Samen vielleicht aus den Hoden aus? Dann war es keine Sünde, wenn er sich mit der Hand etwas weiter höher berührte. Davon stand nichts in dem Buch.

Die Realität ist ein harter Lehrmeister. Bald lernte er, dass die Dinge nicht so waren, wie er sie gerne haben wollte. Er war vielmehr schuldig. Er tat, was sein Rückenmark unwiederbringlich zerstörte. Und weil er es so oft trieb, deshalb musste es krankhaft sein. Dann war er auch unschuldig. Für Krankheiten kommt niemand in die Hölle.

Sein Vater war Arzt, aber solche Dinge kann man nicht mit seinem Vater besprechen. Lieber hätte er seine Zunge verschluckt.

Doch Vati hatte Bücher. *Differentialdiagnose* war eins, ein dicker Schinken mit über tausend Seiten und noch viel mehr Krankheiten. Die waren viel konkreter beschrieben als die Sünden des frommen Paters.

Chronische Prostatitis, Prostataentzündung, das passte. Zwar war es eine Krankheit alter Männer sagte das Buch, aber sicher gab es da Ausnahmen. Jedenfalls war das, was er tat, chronisch. Und mit Sulfonamiden heilbar, sagte das Buch. Das allein zählte.

Denn die gab es in der Hausapotheke, die gut bestückt war und die Zeit noch weit, in der Bedenken gegen Antibiotika in Mode kamen; ›Vorsicht, darf nicht in Kinderhand gelangen!‹, all das gab es noch nicht. Viel hilft viel und Angina gab's in der Familie immer wieder. Er griff

also in den Tablettenschrank. Der hatte zwar ein Buchstabenschloss, aber der Code – der Name der Pharmafirma, die es als Werbegeschenk vertrieb – war außen aufgedruckt.

Dreimal am Tag genommen, würden die Tabletten seine Seele retten. Und sein Rückenmark.

Martin

In der Nacht erschien er mir im Traum. Und damit fing diese ganze verdammte Geschichte an.

»Ich bin ermordet worden«, sagte er mir. Er war schon immer melodramatisch.

»Ja, ich weiß. Dein Regal hat dich erschlagen.«

»Nein. Du musst den Mörder finden!«

Klaro, ich musste den Mörder finden. Folgen Sie Ihren Träumen! Sagen uns das nicht alle Lebensratgeber? Ich glaube nicht an Ratgeber.

»Weil ich sonst nicht wegkann.«

»Na prima, du kannst nicht weg. Du bist weg, hast du das nicht mitbekommen? Du liegst in der Pathologie, die schneiden dich auf, und wenn sie rauskriegen, dass es nicht dein Regal war, sucht die Kripo deinen Mörder.«

»Ich kann von hier nicht weg. Nicht, solange der Mörder nicht gefasst worden ist.«

»Okay, dann meld dich bei der Polizei. Erscheine denen im Traum, die sind für so was zuständig, aber lass mich schlafen.«

Er schaute mich nur traurig an.

»Warum gehst du nicht?«, fragte ich ihn. »Oder verrätst mir wenigstens, wer's gewesen ist? Das würde die Suche sehr erleichtern und die Polizei freuen.«

Doch statt zu antworten, verschwamm sein Gesicht wie der Traum. Und ich, ich war wieder in der Schule und sie hatten mir das Abitur aberkannt. Jetzt musste ich es nochmal machen – nein, nicht nur wiederholen, sondern die gesamten drei Schuljahre der Oberstufe erneut absitzen. Das erläuterte mir mein Rektor, ein hartgesottener Lehrer, Griechisch und Latein, und ich hörte ihn über die Antike sprechen. Dass der Adel in Griechenland die Demokratie schützte, dass die Tyrannen die Volksherrschaft ausübten und jeder, der sich auf den Plebs verlässt, ist verloren. Nur Elite, nur Härte ist hilfreich. ›Sparta forever!‹ und ›Lasst uns Spartaner sein gegen den Kommunismus!‹

Er tat mir leid. So fern war seine Wirklichkeit, zweieinhalbtausend Jahre. Warum musste er so weit weg leben? Wovor floh er, was fürchtete er, dass nur Jahrtausende ihm genügend Abstand und Sicherheit gaben?

Die große Zeit. Die große Zeit der Philosophen und Soldaten, die große Zeit, in der Ideale verfochten, gelebt und bekriegt wurden; eine Zeit, in der Spartaner durch Europa marschierten und soldatische Tugenden etwas galten. Auch der Rektor hatte seine große Zeit gehabt, auch er Ideale verfochten. Auch er war durch Europa marschiert.

Später, in der Bundesrepublik und im Wirtschaftswunder, sah auch er ein, dass Demokratie besser war, und dass sich die Ideale nicht ganz so ideal hatten verwirklichen können. Demokratie schlug die Ideale. Trotzdem trauerte er diesen Idealen nach. Vor dem Widerspruch floh er. Zweitausend Jahre sind eine große Entfernung, für den, der sich selbst nicht ins Gesicht schauen will. Zweitausend Jahre, da sind sie alle tot, die Demokraten wie die Tyrannen, die Adligen, das gemeine Volk wie auch die Philosophen. Zweitausend Jahre, das ist eine lange Zeit, eine Zeit zum Träumen, eine Zeit zum Vergessen.